



THOMAS ANZ

Nachwort zu Caroline von Wolzogens Roman „Agnes von Lilien“.

Vorblatt

Publikation

Erstpublikation: Caroline von Wolzogen: Agnes von Lilien. Mit Rezensionen von Friedrich Schlegel und Wilhelm von Humboldt sowie einem Nachwort herausgegeben von Thomas Anz. Marburg: Verlag LiteraturWissenschaft.de 2005, S. 279-289.

Neupublikation im Goethezeitportal

Vorlage: Datei des Autors: URL:

http://www.goethezeitportal.de/db/wiss/wolzogen/lilien_anz.pdf

Eingestellt am 26.05.2006

Autor

Prof. Dr. Thomas Anz

Institut für Neuere deutsche Literatur und Medien

Wilhelm-Röpke-Str. 6 A

35039 Marburg/Lahn

Emailadresse: anz@staff.uni-marburg.de

Empfohlene Zitierweise

Beim Zitieren empfehlen wir hinter den Titel das Datum der Einstellung oder des letzten Updates und nach der URL-Angabe das Datum Ihres letzten Besuchs dieser Online-Adresse anzugeben:

Thomas Anz: Nachwort. In: Caroline von Wolzogen: Agnes von Lilien. Mit Rezensionen von Friedrich Schlegel und Wilhelm von Humboldt sowie einem Nachwort herausgegeben von Thomas Anz. Marburg: Verlag LiteraturWissenschaft.de 2005, S. 279-289. (26.05.2006).

In: Goethezeitportal. URL:

http://www.goethezeitportal.de/db/wiss/wolzogen/lilien_anz.pdf

(Datum Ihres letzten Besuches).

Nachwort

Im Zeitalter der Aufklärung liebte man das Geheimnis. Jede Figur in diesem großen Liebes- und Erfolgsroman des späten 18. Jahrhunderts ist von Rätseln umgeben – wie die Frage nach dem Autor, als der Roman 1796 und 1797 in Friedrich Schillers Monatszeitschrift „Die Horen“ erscheint. Was unter dem Titel „Agnes von Lilien“ dort abgedruckt wird, bleibt ein Fragment, die Rätsel der an Verwirrungen nicht eben armen Handlung sind am vorläufigen Ende keineswegs aufgeklärt. Und die Leser wissen nicht einmal, wer die Romanfolge überhaupt geschrieben hat. Kein Autor, keine Autorin hat sie gezeichnet.

Wie jede Art von Geheimnis in einer Zeit, in der Geheimbünde Konjunktur haben, übt das Rätsel anonymer oder pseudonymer Verfasserschaft einen beliebten Reiz aus. Die Anonymität hat viele Gründe. Sie ist damals, zumal unter Autorinnen adliger Herkunft, üblich, auch in den „Horen“. Und nicht zuletzt hat sie einen spielerischen Aspekt. Es gehört zu den geselligen Gesprächsvergnügungen in den gebildeten Kreisen Weimars, die Lösung solcher Rätsel gemeinsam zu erraten.

Bis auf Frau von Stein, die Frau von Kalb für die Verfasserin hielt, waren sich alle einig: Der Roman musste von einem Mann geschrieben worden sein. Einige glaubten an Goethe. Schiller berichtete diesem darüber am 6. Dezember 1796, und beide zeigten sich höchst amüsiert: „Mit der Agnes von Lilien werden wir, scheint es, viel Glück machen; denn alle Stimmen, die ich hier darüber hören konnte, haben sich dafür erklärt. Sollten Sie es aber denken, daß unsre großen hiesigen Kritiker, die Schlegels, nicht einen Augenblick daran gezweifelt, daß das Product von Ihnen sei? Ja die Madame Schlegel meinte, daß Sie noch keinen so reinen und vollkommenen weiblichen Charakter erschaffen hätten, und sie gesteht, daß ihr Begriff von Ihnen sich durch dieses Product noch mehr erweitert habe. Einige scheinen ganz anders davon erbaut zu sein, als von dem vierten Bande des Meister. Ich habe mich bis jetzt nicht entschließen können, diese selige Illusion zu zerstören.“ Goethe antwortete einen Tag später: „Lassen Sie mir so lange als möglich die Ehre als Verfasser der Agnes zu gelten. Es ist recht schade, daß wir nicht in dunklern Zeiten leben; denn da würde die Nachwelt eine schöne Bibliothek unter meinem Namen aufzustellen haben.“

In Goethe den Autor zu vermuten war allerdings nicht ganz abwegig, die Anklänge an „Wilhelm Meisters Lehrjahre“ ließen sich nicht übersehen. Da taucht eine an Mignon erinnernde und in ihrer vergeblichen Liebe zu dem Romanhelden ungemein rührende Kindfrau auf, da geht es um Bildung und um Entsagung. Dalberg jedoch gratulierte einem anderen zu seiner meisterlichen Leistung: Friedrich Schiller. Und manche hielten den Goethefreund Friedrich Heinrich Jacobi oder seinen Dichterbruder Johann Georg Jacobi für den Verfasser.

Die Geheimnisse der Autorschaft waren bald aufgeklärt, die der Handlung erst, als im Dezember 1797 der ganze Roman als Buch erschien. Wer ist dieses Waisenkind Agnes, dessen Geschichte hier erzählt wird? Wer ist ihr Vater, wer ihre Mutter? Unter welchen Umständen ist das Mädchen der Obhut eines

Landgeistlichen in Hohenfels anvertraut worden, den sie wie einen Vater liebt? Wer ist der Fremde, der eines Nachts an die Tür klopft und in den sich die Achtzehnjährige sofort verliebt? Er scheint ihre Liebe zu erwidern, doch ist er verheiratet mit jener Frau, deren Name auf seinem Ring steht? Warum nimmt er so intensiven Anteil an der Geschichte, die ihm der Geistliche über den Gutsherrn von Hohenfels erzählt? Warum hatte dieser sein Land vor vielen Jahren fluchtartig verlassen und ist seither spurlos verschwunden?

Das ist erst der Anfang einer ständig wachsenden Fülle von Fragen. Auf deren Beantwortung muss der Leser lange warten. Er weiß nie mehr als Agnes selbst. Denn der Roman ist in Ich-Form geschrieben, in der Fiktion einer Autobiographie, und das nicht mit dem überlegenen Wissen einer erwachsenen, ihr Leben rückblickend aufzeichnenden Frau, sondern aus der Perspektive des Kindes und der Jugendlichen.

Der erste Teil des Romans hatte so viele Rätsel aufgegeben und Verwirrungen gestiftet, dass die Autorin im zweiten Teil kaum weniger Raum dazu brauchte, um sie alle zu lösen und zu entwirren. Dies geschieht nach und nach. Nichts scheint die Autorin mehr gefürchtet zu haben, als ihre Leserinnen und Leser zu langweilen. Und neben den vielen, immer neuen und zuweilen geradezu an den Haaren herbeigezogenen Hindernissen, die der endgültigen Vereinigung der Liebenden bis zum Schluss entgegenstehen, sind es die Missverständnisse und Geheimnisse, die für Spannung sorgen. So bediente und bedient der Roman zwei gegensätzliche Bedürfnisse zugleich: das nach Verzauberung in einer durch Rationalität entzauberten Welt und das nach Aufklärung, die sich erst in der Lösung von Geheimnissen bewähren kann.

Die Autorin wurde durch ihren Roman innerhalb kurzer Zeit berühmt. Nach der begeisterten Resonanz auf die vier Fortsetzungsfolgen in den „Horen“, deren sinkende Auflage abrupt wieder anstieg, fand sich rasch ein Verleger. Noch 1798 sorgte ein Raubdruck für die weitere Verbreitung, 1800 ein zweiter. 1802 wurde eine französische Übersetzung in Paris verlegt.

Als Caroline von Wolzogen 1830 ihr zweites bedeutendes und erfolgreiches Buch veröffentlichte, „Schillers Leben, verfaßt aus Erinnerungen der Familie, seinen eigenen Briefen und den Nachrichten seines Freundes Körner“, galt sie zwar immer noch als die „Verfasserin der Agnes von Lilien“, doch wurde der Roman kaum noch gelesen. Erst in den 1880er Jahren erschienen zwei neue Ausgaben, danach – bis heute – keine mehr, sieht man von dem eher für den wissenschaftlichen Bibliotheksbedarf als für Leser verlegten Faksimilenachdruck der Erstausgabe (1988 bei Georg Olms) ab. In den zahllosen Büchern zum Schiller-Jahr 2005 ist das Interesse an Caroline von Wolzogen als eine der beiden Schwestern, die Schiller gleichzeitig liebte und gegen die er sich dann zugunsten von Charlotte entschied, zwar durchaus groß. Und „Agnes von Lilien“ wird dabei immer genannt. Aber nichts deutet darauf hin, dass der Roman von den Verfassern dieser Bücher gelesen wurde.

Die teilweise negativen Urteile Goethes, Schlegels oder Jean Pauls, aus denen heute lieber zitiert wird als aus dem Roman, mögen dazu beigetragen haben, zumal sie etliche Schwächen des Textes durchaus treffend benennen. Am 3.

Februar 1798 schrieb Goethe nach der Lektüre des zweiten Teils an Schiller: „Es ist recht schade, daß diese Arbeit übereilt worden ist. Die summarische Manier, in der die Geschichte vorgetragen ist und die gleichsam in einem springenden Takt rhythmisch eintretenden Reflexionen lassen einen nicht einen Augenblick zur Behaglichkeit kommen und man wird hastig ohne Interesse.“ Ähnliche Schwächen hatte Friedrich Schlegel bemerkt, als er die „gewaltsamen Übergänge“ monierte, die das Erzählen unterbrechenden Reflexionen, manche Unwahrscheinlichkeiten im Verhalten der Personen und im Gang der Handlung, einzelne „Unschicklichkeiten und Nachlässigkeiten in der Anlage und im Ausdrucke“ und das allzu pathetische Bemühen um die Emotionalisierung des Lesers. „Die interessanten Situationen und leidenschaftlichen Momente sind ohne Maß und Ziel verschwendet, und nie mit echtem Künstlergeiste genutzt. Dagegen wird die Neugier sehr beschäftigt: aber freilich ist dies so sehr Hauptsache, daß diese Triebfeder bei Lesern, die höhere Forderungen und Bedürfnisse haben, zuletzt die Spannkraft beinahe verliert.“ Außerdem störte ihn die „Nachbildung eines bekannten Vorbildes“ in der „Kopie bestimmter Gestalten“. Gemeint war wohl die Nähe zu Samuel Richardsons empfindsamer „Geschichte des Sir Charles Grandison“. Im Mittelpunkt steht hier das Idealbild eines Mannes, dem das Bild des von Agnes geliebten Nordheim in der Tat sehr ähnlich ist. Richardsons „Grandison“ war, was Schlegel nicht wissen konnte, eine der einprägsamsten Lektüreerfahrungen in Caroline von Wolzogens Jugend gewesen.

Einem Brief Schillers vom 16. Mai 1797 an Goethe ist zu entnehmen, dass Friedrich Schlegel seine Kritik in dem Glauben verfasst haben soll, der Roman stamme von Goethe, und die Härten seines Urteils bereut habe, als er die Wahrheit erfuhr. „Es wird doch zu arg mit diesem Herrn Friedrich Schlegel. So hat er kürzlich dem Alexander Humboldt erzählt, daß er die Agnes, im Journal Deutschland, recensirt habe und zwar sehr hart. Jetzt aber da er höre sie sei nicht von Ihnen, so bedaure er, daß er sie so streng behandelt habe.“

Trotz aller kritischen Vorbehalte zeigten Schlegel wie Goethe dem Roman gegenüber jedoch viel Respekt. „Demungeachtet ist noch immer viel Verständiges und Anziehendes in dieser Erzählung“, bemerkte Schlegel abschließend. Und Goethe bekundete sein Erstaunen über das wirkungsmächtige Talent der Autorin. Er schrieb die Vorzüge des Romans allerdings auch den lektorierenden Eingriffen Schillers zu: „Was das Naturell betrifft, das dieses Werk überhaupt hervorgebracht, so erregt es immer noch Erstaunen, wenn man auch den Einfluß *Ihres* Umgangs auf die Entstehung und *Ihrer* Feder auf die Vollbringung des Werks nicht verkennen kann.“

Die Eingriffe Schillers scheinen jedoch minimal gewesen zu sein und sich weitgehend auf etliche Streichungen beschränkt zu haben. Sein Anteil an der Romanveröffentlichung bestand vornehmlich darin, seine Schwägerin, die viel schrieb und vieles unfertig liegen ließ, zur raschen Publikation gedrängt zu haben. Auf Goethes Bemerkung antwortete er am 6. Februar 1798: „Sie scheinen mir auf das Produkt meiner Schwägerin einen größern Einfluß einzuräumen, als ich mir gerechterweise anmaßen kann. Plan und Ausführung sind völlig frey und ohne mein Zuthun entstanden. Bey dem ersten Theil habe ich gar nichts zu sprechen

gehabt, und er war fertig, eh ich nur seine Existenz wußte. Bloß dieses dankt er mir, daß ich ihn von den auffallenden Mängeln einer gewissen Manier in der Darstellung befreite, aber auch bloß solcher, die sich durch Wegstreichen nehmen ließen, daß ich durch Zusammenziehung des bedeutenden ihm eine gewisse Kraftlosigkeit genommen und einige weitläufige und leere Episoden ganz herausgeworfen. Bei dem zweiten Theil war an nichts zu denken als an das Fertigwerden, und bei diesem habe ich nicht einmal mehr auf die Sprache Einfluß gehabt. Wie also der 2te Teil geschrieben ist, so kann meine Schwägerin völlig ohne fremde Beihilfe schreiben. Es ist wirklich nicht wenig, bei so wenig solider und zweckmäßiger Cultur, und bloß vermittelt eines fast leidenden Auf sich wirken lassens und einer mehr hinträumenden als hellbesonnenen Existenz doch so weit zu gelangen als sie wirklich gelangt ist.“

Die Auskünfte und Einschätzungen Schillers sind in mehrfacher Hinsicht aufschlussreich. Dass der Roman unter einem extremen Termindiktat des „Fertigwerdens“ entstand und dann in einem noch ‚unfertigen‘ Zustand veröffentlicht wurde, ist ihm noch heute anzumerken. Vieles von dem, was Schlegel und Goethe als Mangel an künstlerischer Bearbeitung kritisierten, ist darauf zurückzuführen. Goethe plädierte für eine Überarbeitung, als er (am 7. Februar) Schiller antwortete: „Das was Sie mir von Ihrem wenigern Einfluß auf Agnes von Lilien schreiben vermehrt meinen Wunsch daß die Verfasserin, im Stillen, die Arbeit, besonders des zweiten Theils, nochmals vornehmen, ihn an Geschichtsdetail reicher machen und in Reflexionen mäßiger halten möge. Das Werk ist es werth, um so mehr da sie schwerlich, ihrer Natur nach, ein zweites Sūjet finden wird in dem sie sich so glücklich ergehen kann. Im zweiten Bande sind mehrere sehr glückliche Situationen, die durch die eile mit der sie vorüberrauschen ihren Effect verfehlen. Ich wüßte nicht leicht einen Fall durch den man den Leser mehr ängstigen könnte als die Scheinheirath mit Julius; nur müßte freilich diese Stelle sehr retardirend behandelt werden. Wenn Sie meiner Meinung sind, so suchen Sie die Verfasserin zu determiniren, um so mehr da es keine Eile hat, und man natürlich den ersten Eindruck eine Zeit lang muß walten lassen.“

Schiller indes hatte die Schwächen des Romans auch der psychischen Konstitution seiner Schwägerin zugeschrieben, dem Mangel an Solidität und Zweckmäßigkeit, der passiven Empfänglichkeit für äußere Sinneseindrücke, der mehr träumerischen als besonnenen Existenz. Abgesehen von den zeittypischen Einschätzungen männlicher und weiblicher Charaktereigenschaften sind in diese Bemerkungen einige grundlegende Annahmen über den Prozess künstlerischer Produktivität eingegangen. Caroline von Wolzogen erscheint hier wie eine Kontrastfigur zu Schillers Freund Körner. Als dieser sich einmal über seine „Furcht vor der Stümperei“ und über mangelnde „Fruchtbarkeit“ seines Tuns beklagt hatte, schrieb Schiller ihm am 1. Dezember 1788 einen Brief, in dem die noch heute viel zitierten Sätze stehen: „Der Grund Deiner Klagen liegt, wie mir scheint, in dem Zwang, den Dein Verstand Deiner Imagination auferlegte. Ich muß hier einen Gedanken hinwerfen und ihn durch ein Gleichnis versinnlichen. Es scheint nicht gut und dem Schöpfungswerke der Seele nachtheilig zu sein,

wenn der Verstand die zuströmenden Ideen, gleichsam an den Thoren schon zu scharf mustert. Eine Idee kann, isoliert betrachtet, sehr unbedeutend und sehr abenteuerlich sein, aber vielleicht wird sie durch eine, die nach ihr kommt, wichtig: vielleicht kann sie in einer gewissen Verbindung mit anderen, die vielleicht ebenso abgeschmackt scheinen, ein sehr zweckmäßiges Glied abgeben: – alles dies kann der Verstand nicht beurtheilen, wenn er sie nicht so lange festhält, bis er sie in Verbindung mit diesen anderen angeschaut hat. Bei einem schöpferischen Kopfe hingegen, dünkt mir, hat der Verstand seine Wache vor den Thoren zurückgezogen, die Ideen stürzen pêle-mêle herein, und alsdann erst übersieht und mustert er den großen Haufen. – Ihr Herren Kritiker, und wie ihr Euch sonst nennt, schämt oder fürchtet Euch vor dem Augenblicklichen, vorübergehenden Wahnwitz, der sich bei allen eigenen Schöpfungen findet, und dessen längere oder kürzere Dauer den denkenden Künstler von dem Träumer unterscheidet. Daher Eure Klagen über Unfruchtbarkeit, weil Ihr zu früh verwerft und zu streng sondert.“

Das Bild Schillers über Caroline von Wolzogen steht zu dem hier diagnostizierten Fall von Kreativitätshemmung in denkbar größtem Kontrast. Nicht die allzu strenge Musterung der zuströmenden Ideen durch den Verstand war nach Schillers Einschätzung ihr Problem, sondern der Mangel an nachträglicher Bearbeitung ihrer Phantasieprodukte. Das Ergebnis konnte vor den Normen einer klassischen Ästhetik, der die Distanz und Kontrolle gegenüber den spontanen Strömen der Phantasietätigkeit letztlich doch heilig war, nicht bestehen. Einige unwillentliche Verstöße des Romans gegen diese Normen geben dem Roman heute jedoch ein zuweilen erstaunlich modernes Gepräge. Da finden sich in der Konzentration auf die Perspektive einer Romanfigur Ansätze zur erlebten Rede und zum inneren Monolog. Den Wechsel von erzählenden und reflektierenden Passagen, die Unstimmig- und Unwahrscheinlichkeiten oder die oft unvermittelte Sprunghaftigkeit der Handlungsführung kann man heute beim Lesen anders, positiver wahrnehmen als vor zwei Jahrhunderten. Die Mischung zwischen trivialliterarischen Elementen massenhaft verbreiteter Unterhaltungsliteratur, deren empfindsame Tränenseeligkeit und schwärmerische Idealisierungstendenzen für sich genommen furchtbar verkitscht wirken, und ungemein anspruchsvollen Passagen, die sich, wie die Rezension Humboldts begeistert feststellt, auf der Höhe des philosophischen und psychologischen Reflexionsniveaus der Weimarer Elitekultur bewegen, wird jemanden, der in den letzten Jahrzehnten durch die Schule des Lesens postmoderner Erzählprogramme gegangen ist, ebenso wenig stören wie die von Schlegel monierte Kopie bekannter Texte.

Der Roman enthält viele verschiedene Angebote an seine damaligen Leser und an jene, die ihn heute neu zu entdecken bereit sind. Wer ihn zur spannenden und anrührenden Unterhaltung lesen möchte, kommt ebenso auf seine Kosten wie jene, die ihn als vergessenes Dokument der Gefühls- und Reflexionskultur im ausgehenden 18. Jahrhundert entziffern wollen. Die großen Worte, mit denen sich die kulturelle Elite Deutschlands identifizierte, über die und mit denen sie dachte und die sie literarisch veranschaulichte, sie sind in dem Roman alle reichlich

präsent: Schönheit, Anmut und Würde, Vernunft, Wahrheit und Güte, Bildung und Freiheit, Liebe und Entsagung, Entzweiung und Einheit. Liebes- und Freiheitspathos sind in solchen Zusammenhängen zwei Seiten des gleichen Anliegens. „Ja, so sind diese alten eingerosteten Staatsmaschinen. Jedes individuelle Interesse suchen sie ins Collective zu spielen, zu vernichten. Das ganze lebendige Herz wird so zum leeren Schall, zum toten Zeichen, – ein altes Familien-Dokument.“ So spricht einer der Männer, die Agnes lieben. Und der andere: „Die Stimme der Freiheit, die uns nicht mehr ins Feld zum offenen Kampf gegen die Unterdrückung lockt, ist darum nicht verstummt.“ Mit der Revolution in Frankreich, die in Terror umschlug, mochte man sich in Weimar nicht mehr identifizieren, den Motiven der Revolution fühlte man sich weiter verbunden.

Seine größten Qualitäten entfaltet der Roman wohl für diejenigen, die ihn mit psychologischen Interessen lesen. Er ist durch die hohe Schule pietistischer Selbsterforschung und jener „Erfahrungsseelenkunde“ des 18. Jahrhunderts gegangen, von der die wissenschaftliche Psychologie und die Psychoanalyse der folgenden Jahrhunderte ihren Ausgang nahmen. Schon Schlegel waren die „analysierenden Betrachtungen“ der Agnes „über ihre Krankheit, über das erste Empfinden ihrer vollen Weiblichkeit“ besonders aufgefallen. Die enthusiastische Rezension von Humboldt stellte die Psychologie des Romans in ihr Zentrum. „Der schwerste Stoff, an dem sich der Künstler versuchen kann, ist die Individualität einer zarten und feinen Seele. Um sie zu schildern, muss man sie empfinden, um sie ganz zu empfinden, sie selbst besitzen“. So beginnt die Besprechung und lässt dann keinen Zweifel daran, dass die – von ihm auch sonst verehrte oder sogar geliebte – Autorin diesem „schwersten Stoff“ gewachsen war. Wie ein Maler „die tausendfachen Formen der Natur“ müsse ein Dichter „die ganze Mannigfaltigkeit der Empfindungen studiert, und viele in seinem eignen Busen bewegt haben“. Dann erweitere seine Kunst „den Gesichtskreis der Menschheit“ und helfe „dem philosophischen Forscher das menschliche Gemüth, das er studiert, in seinen verborgensten Tiefen zu erkennen, und das erkannte zu bilden.“ Nach einer langen Einleitung in diesem allgemein gehaltenen Stil kommt Humboldt dann zur Sache und zu seinem entschiedenen Urteil: „Wem solche Schilderungen der innern Gestalt der Seele, solche feine Zergliederungen ihrer geheimsten Seiten werth sind, wer vorzugsweise die Werke aufsucht, die sie ihm darbieten, dem wird *Agnes von Lilien* eine wohlthätige Erscheinung seyn.“

Eine interessante Erscheinung könnte „Agnes von Lilien“ heute auch für psychoanalytische Beobachtungen zum literarischen Phantasieren sein, und zwar gerade weil die Autorin ihre Phantasien keiner starken künstlerischen Kontrolle unterworfen hat. Vieles von dem, was in dem Roman erzählt wird, entspricht eher der Logik von Träumen als den Prinzipien der Stimmigkeit und Plausibilität. Wenn der Roman zum Beispiel den großen Geliebten Nordheim ganz unerwartet und gegen alle Wahrscheinlichkeit immer gerade dann in der Nähe von Agnes auftauchen lässt, wenn dies für sie besonders peinlich und verhänglich oder aber in höchster Not sehnlichst erwünscht ist, dann kann man sich darüber belustigen – oder sich zeigen lassen, wie Phantasien, auch die eigenen, funktionieren. Als Konglomerat kollektiver wie individueller Wünsche und Ängste lädt der Roman

zur Identifikation ein und zu analytischen Entdeckungen.

Sigmund Freud hat die literarisch oft aufgegriffene Phantasie von Kindern beschrieben, die sich in ihrem „Familienroman“ den wahren Vater als sozial hochgestellte Person erfinden. In „Agnes von Lilien“ ist das nur wenig anders: Ein Kind weiß nicht, wer seine Eltern sind, und erfährt eines Tages, dass die Mutter eine Prinzessin ist. Was sind das für Situationen und Konstellationen, die da literarisch ausphantasiert werden und den Lesern unter die Haut gehen: Eine Mutter rettet ein Kind und weiß nicht, dass es ihr eigenes ist. Ein Mann erfährt, dass die Frau, die ihn liebt, an der Trennung von ihm zugrunde geht. Er lässt alles, was er hat, hinter sich, um ihr zu helfen. Eine Frau liebt nicht mehr ihren Ehemann, sondern einen anderen. Der Ehemann geht auf Reisen, plötzlich tritt der ebenfalls lange abwesende Geliebte in ihr Zimmer und bringt ihr die Nachricht vom Tod ihres Mannes. Vermeintlich Tote, die doch noch leben, sind in dem Roman keine Seltenheit.

Was solche Phantasien der Autorin an Lektüre- und Lebenserfahrungen verarbeiten, lässt sich allenfalls in Ansätzen rekonstruieren. Spekulationen über autobiographische Bezüge gibt der Roman jedoch reichlich Nahrung. Dass literarische Phantasien Wünsche erfüllen, die in der Realität versagt bleiben, dafür liefert der Roman schönes Anschauungsmaterial. Oder was hat es zu besagen, wenn die Familie, in der Caroline aufwächst, nach dem Tod des Vaters von Armut bedroht ist und die Heldin des Romans von ihrer Prinzessinnenmutter ein Vermögen erhält. Oder wenn die Autorin im Alter von dreizehn Jahren ihren geliebten Vater verliert und die Heldin ihres Romans gleich von drei Vätern innig geliebt wird: dem leiblichen, dem Pflegevater und dem väterlichen Geliebten, der über zwanzig Jahre älter ist als sie. Wer es nicht sein lassen kann, den Roman nach alter psychoanalytischer Manier nach ödipalen Konstellationen abzusuchen, wird leicht fündig: Der ältere Geliebte von Agnes ist einer Frau verbunden, die sich des Waisenkindes wie eine Mutter annimmt. Da werden Rivalitäten sichtbar, doch am Ende entsagt die ältere Frau zugunsten der jüngeren.

Offensichtlicher als solche autobiographischen Gehalte sind jedoch andere: Der Konflikt, um den sich in dem Roman alles dreht, ist der zwischen Liebe und Ehe bzw. der zwischen dem individuellen Wunsch nach einer Liebesehe und den sozialen Zwängen zu einer Vernunft- und Konvenienzehe. Caroline von Wolzogen hatte ihn am eigenen Leib durchgemacht. Nach dem frühen Tod des Vaters und unter dem Familiendiktat ökonomischer Not wurde die Verbindung Carolines mit dem elf Jahre älteren Legationsrat Friedrich Wilhelm Ludwig von Beulwitz in die Wege geleitet, der nach der Verlobung für den Unterhalt der Familie Lengefeld sorgte. Die 1785 geschlossene Ehe hielt nur fünf Jahre lang. 1790 trennte sich das Paar, im Juli 1794 wurde es offiziell geschieden, im September heiratete Caroline Schillers Jugendfreund Wilhelm von Wolzogen. In die Zeit der Ehe mit Beulwitz fiel auch jene Doppelliebe Schillers zu den beiden Schwestern, über die noch heute gerätselt wird. Auch davon handelt „Agnes von Lilien“. Ein Schlüsselroman ist der Text allerdings nicht. Die Logik der traumhaften Phantasie, die dem Roman zugrunde liegt, gibt seine Geheimnisse nie ganz preis.